

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

223 (25.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Jack Diamond

Es hat immer Berufe gegeben, die für verächtlich, für unehrlich gehalten wurden. Im Mittelalter gab niemand dem Abbeiter (der oft auch gleichzeitig Henker war) die Hand; kein Mensch wollte neben ihm wohnen; und war seine Tochter auch noch so hübsch, sie konnte alte Jungfer werden; sie fand keinen Mann. Selbst zu Zeiten Molieres noch galt der Beruf des Schauspielers als unehrlich. Erst lange nach seinem Tode fand der große Dichter und Schauspieler eine „anständige“ Grabstätte, wie sie die übrigen Sterblichen hatten. Noch heute gibt es piekische Menschen, die Artisten, Schauspieler und Künstler nicht für vollwertige Glieder der Gesellschaft halten, die ihren Silberlohn nachzählen, wenn sie solche „Sagamer“ zum Essen eingeladen hatten. Seitdem man in Amerika das Alkoholverbot eingeführt hat, verfiel dort plötzlich ein vorher hochachtbarer Beruf in Völlerei und Wahn. Bei uns in Europa sind die Gebrecher, Säufer und die mit Alkohol so getrunkenen, wie bei uns als Brauereibesitzer oder Weinbändler zu den Stützen der Gesellschaft. In Amerika sind dieselben Leute „Verbrecherkönige“.

Von allen den Männern, die sich in den Vereinigten Staaten trotz des strengen Verbots dem Alkoholgeschäft zuwenden ist Jack Diamond einer der geheimnisvollsten. Al Capone, der Alkoholfürst von Chicago, ist großzügiger, raffinierter als er. Man behauptet mehr Rücksichtslosigkeit, Rohheit in höhere Intelligenz. Jack Diamond ist die unergründlichste Persönlichkeit unter den amerikanischen Alkoholhändlern.

Jack Diamond ist ein Heißbet. Er ist elegant wie der Prinz von Wales; er speist nur in den besten Restaurants, wie Aristide Briand, er liebt den Luxus um seiner selbst willen, wie eine Filmdiva. Von dem Alkoholfürsten Keunorf, Rothstein wurde er in die Kunst eingeführt, durch Schmutz Millionen zu verdienen. Rothstein stellte ihn als Leihobjekt an. Jack bezog dafür hundert Dollar am Tage. Er verließ seinen Herrn und Meister nicht eine Sekunde, und er trug stets den geladenen Revolver in der Tasche, um Rothstein gegen etwa auftretende Rivalen zu verteidigen. Trotzdem wurde Rothstein eines Tages unter äußerst geheimnisvollen Umständen ermordet. Den Täter hat man bis heute nicht ermittelt.

Jack Diamond machte sich selbständig. Er fing mit einer Strafe an, die in den Vereinigten Staaten hundert Dollar kostet und schwang sich in überraschend kurzer Zeit vom Kleinbändler bis zum Großhändler auf. Ein amerikanischer Alkoholhändler muß nicht nur vor der Polizei in ewiger Furcht leben, noch gefährlicher sind die Konkurrenten, die rücksichtslos jeden Anfänger aus dem Wege räumen. Jack Diamond ging diplomatisch vor. Er verbündete sich mit Al Capone aus Chicago und gründete mit ihm einen großen Alkoholtrust. Die Polizei kam der Sache bald auf die Spur, verhaftete ihn aber, da vorläufig Beweise fehlten, abwartend.

Der erhoffte Anschlag Jack Diamond abzuwehren, trat bald ein. Auf dem New Yorker Broadway liegt ein Klub, der „Hofin-Tiffin-Club“, in dem man gegen entsprechende Bezahlung Alkohol in jeder Qualität und Quantität bekommt. Die Alkoholhändler, Jack Diamond an der Spitze, trafen sich hier jeden Abend. Der tragische Tag war der 13. Juli 1929. William Cassidy, der Inhaber des Lokals, sein Bruder Peter und Simon Walker, der eben erst wegen Schmutz eines Strafe verbüßt hatte, loben an einem Tische. Neben ihnen saß der Boxer Rubin Goldstein, dann Charles Reegen, der Privatsekretär Jack Diamonds, und schließlich Jack, der Alkoholfürst von New York, selbst. Man trank, man lachte, man tratschte mit den „Babes vom Broadway“; es herrschte eine sehr gehobene Stimmung. Plötzlich brach wegen eines Mädchens ein Streit zwischen dem Boxer und den Brüdern Cassidy aus. Man hörte einen Schuß, schreien, schimpfen — zwei Sekunden darauf war eine regelrechte Schlacht zwischen den Gästen des Hofin-Tiffin-Clubs im Gange. Der Geldhelfer des Lokals, Hymnie Cohen, rief dem Revolvermeister zu: „Spielen Sie, spielen Sie wie toll, daß man draußen nichts hört.“ Der Revolvermeister spielte; die Revolverkugeln krochen; die Mädchen schrien. Als die Polizei schließlich doch durch den Lärm aufmerksam wurde und in das Lokal einströmte, lagen drei Tote am Boden: die beiden Brüder Cassidy, daneben Walker, der gerade aus Sing Sing entlassen worden war. Jack Diamond lag lächelnd an einem Tische und rauchte eine Zigarette. Er schien unbeeinträchtigt zu sein, wurde aber trotzdem festgenommen und verhört.

Man muß ihn wieder entlassen, da sich ihm nichts nachweisen läßt. Bei der späteren Gerichtsverhandlung ist Jack Diamond unerschütterlich. Green, seine Privatsekretär, wird wegen Mangels an Beweisen von der Anklage des Totschlags freigesprochen. Fünf Zeugen erklären, daß Jack Diamond sich ebenfalls an der Schießerei beteiligt habe. Man sucht den New Yorker Alkoholfürsten in allen Städten der Union — vergebens. Und nun tritt etwas Ueberausendes, Unheimliches ein. Sämtliche fünf Zeugen, die Diamond beschuldigen haben, sterben kurz hintereinander. Den einen trifft eine verteilte Kugel, den andern findet man ertrunken auf. Einer stirbt in einem Luftschiff und bricht sich das Genick. Zwei hängen sich auf. Als der letzte tot ist, meldet sich Jack Diamond freiwillig bei der Polizei und sagt: „Bitte, weist mir etwas nach, wenn Ihr könnt.“ Einen reinen Indizienbeweis kennt das amerikanische Gerichtsverfahren nicht — es müssen Zeugen da sein, die bestätigen, daß er an der Anklage teilgenommen hat. Man findet solche Zeugen nicht mehr und Jack Diamond wird von der Anklage des Mordes freigesprochen.

Der Boden ist ihm jetzt in den Staaten zu heiß geworden. Kurz vor seiner Abreise wird noch der Inhaber eines geheimen Alkoholgeschäfts, Harry Weinstein, der sich unanständig über Diamond geäußert hatte, ermordet aufgefunden. Ein paar Tage darauf verhaftet Jack Diamond Keunorf.

Der Rest der Geschichte — seine Exilreise nach Deutschland, seine Verhaftung und seine Abschiebung auf einem Amerikadampfer — ist bekannt.

Eine Stadt in Tibet

Von Wilhelm Fildner.

In dem Raum zwischen dem Kloster und der Karawanenstraße bringen zwei Gebetsmauern, im Abstand von 100 Metern errichtet, den Betenden den großen Frömmigkeit der Eingeborenen. Solche Gebetsmauern sind im allgemeinen ein bis zwei Meter hoch, zwei Meter breit und 10 bis 20 Meter lang, können aber auch zuweilen Riesendimensionen annehmen. Von der Ferne wirken sie dann wie starke Befestigungsmerkmale. Bei Leht trafen wir später hiebellos ausgeführte, meterhohe Mauern von Kilometerlänge. Die Mauern sind aus Steinplatten gebaut, die mit heiligen Gebeten oder Götterbildern geschmückt sind. Steinmetsen haben diese ausgeführt und mit Bemalung versehen. Wenn also der Sturm durch die, ohne Bindemittel aufeinandergefügten Steinplatten fährt, so lieft er nach Ueberzeugung der glaubensfreudigen Tibeter alle die auf den Steinplatten eingemeißelten Gebete ab und trägt sie zum Himmel empor. Dort werden sie zum Seelenheil dessen, der eine solche Gebetsmauer errichten ließ, registriert. Eine andere Art von Gebetsmauern herrscht darin, daß der freie Raum innerhalb einer aus Steinplatten errichteten Steinumwallung mit Gebetssteinen willkürlich ausgefüllt wird. Diese Art treffen wir hier in Khaschu-la an. Ueber der Mitte dieser 30 Meter langen Mauer ist ein Steinhäuschen aufgesetzt, das eine dreifache Gebetsnische umschließt.

Ein anderer religiöser Bau ragt auf der Höhenterrasse jenseits des Flusses auf, ein aewaltiges Bauwerk. Unterhalb am Steilhang leuchtet weißlich sichtbar in fünf Meter hoher tibetischer Schrift das Gebet „Om mani padme hum“, durch Einfügung heller Steine in den dunklen Erdgrund besonders kenntlich gemacht.

Nördlich vom Kloster ist auf der unteren Terrasse ein Nonnenkloster Ann-gomba erbaut, das aus einem Hauptbau besteht, von einer feinstenartigen Umwallung umfriedet. Kein männliches Wesen darf das Kloster und seine Umgebungen betreten.

Diese Nonnen mit kurzgeschlittenem Haar, ungefähr lehnig an der Zahl, stehen auf einer höheren Stufe als die meisten tibetischen Frauen, denn ihnen wurde im Kloster Lesen und Schreiben gelehrt. Diese Klünfte beherrscht im allgemeinen nur die vermögende Frau, die sich einen Lehrer halten kann. Dem einfachen Volk ist es übrigens gar nicht erlaubt, die wenigen vorhandenen Mädchenkloster zu besuchen.

Mein Kamerad hatte inzwischen in einer Karawanenart Unterfunkt gefunden, dem „Sotel“ des Ortes. Von seinem Dach flatterten Gebetsmümpel. Das kleine Haus mit Seitenbau und Hof umschließt einen Hofraum für die Familie sowie einen lässlichen Raum mit Schlafgelegenheit für die Gäste. Der einzige idiomatische Tisch und einige Etageren an der Wand enthalten Lebensmittelvorräte zur Aufbewahrung. Zucker, Reis, getrocknete Früchte, Butter, Mühle, Jamba, Tee und Pfefferbaumöl. Im Hauptgebäude nimmt die Küche den größten Teil in Anspruch. Hier steht ein aus Lehm errichteter Herd, in den eiserne Kessel eingelassen sind. An der Wand ein Tisch, zu beiden Seiten einige niedrige Stühle. Die Taa und Tach belegen sind. An den Wänden stehen auf Gestellen Säcke mit Mehl, trubenartige Vorratskörbe sowie nicht gereinigte Lämmer und Kessel herum. Das ganze Kücheninnere ist verengt und ansatz mit Schmutz überdeckt. Der Rauch steigt durch ein Loch in der Decke ab. In einer Ecke fängt eine Frau ihrem Ehegatten die Haare und händigt diesem die dabei vorgefundenen Läuse mit unmaßhaltiger Grazie aus.

Gegenüber dem Hotel winkt uns das Gefängnis, ein zwei Meter hoher, fensterloser Bau aus Bruchsteinen. Das Innere gleicht einem dunklen, niedrigen Stall. Hier fallen oberhalb des Bodens starke, vierkantige Balken auf, die im Ganzen 18 Doppellöcher enthalten. In diese Löcher werden nachts die Hände und Fußgelenke der liegenden Gefangenen eingesperrt. Jeder Tag sitzen diese vor der Tür in der Sonne. Füße und Hände sind in Eisen gelegt. Der Verkehr zwischen dem zentralen Gefängniswärter und den Gefangenen ist recht gemächlich. Nur ein Blick an die Außenwand des Gefängnisses erinnert uns daran, daß es doch heißer ist, mit dem Gefängnis keine nähere Bekanntschaft anzunehmen. Dort hängen nämlich die an den Gelenken abgehauenen, eingetrockneten Hände eines angeblich wegen Diebstahls Beurteilten.

In unserem Hotel wird Rindfleisch gelocht und ein Riesenquantum Tee für uns bereitgehalten. Wir lösen am Boden, von Stunden umgeben. Bald wurde das Mittagessen in einer Trube

fermiert. Das „Diner“ begann. Jeder fischte sich mit der „Bühnenmusik“ einen Brocken heraus und es mehr oder weniger schmeckte.

Nach dem Diner besuchten wir den Khambo. Er bewohnt ein nillartiges einfaches Haus, dicht neben dem Kloster. Zwei Eingänge bringen verschiedene Riemen und Beifische, die Zeichen der Macht und Würde.

Wir wurden angemeldet. Nachdem wir einige Zeit antwortet hatten, führte man uns nach einem freundlichen, großen Zimmer im ersten Stock. Hier sah der Khambo in gelbem Dolmetsch mit gleichfarbigem Hut auf breiten Teppichen und Khambo Kissen, feierlich mit beiden Händen überreichte ich dem Khambo einen Chodak. Dann nahmen wir auf einem Teppichschemel, links seitwärts von dem Gestrange, Platz. Uns gegenüber sah ein tibetischer Beamter.

Der Khambo gab sich liebenswürdig. Er ließ mich durch den Dolmetsch sagen, daß er mich nicht verstehen könne, was in auch unmerklich sagte. Dann sagte er, für welchen Weg ich mich entschieden hätte; ob ich nach Laidienar zurück wollte oder nach Leht? Der letztere Weg sei für uns durch den Dolmetsch freigegeben. Via Rudok könnten wir in vierzig Tagen in Laidienar sein. Wir hätten sieben Distrikte zu passieren, also siebenmalige Tieredehel. In seinem Distrikt würden wir noch neun Tage bleiben, um dann den Distrikt seines Schwagers zu betreten. Dann wir nach weiteren fünf Tagen durchreisen haben könnten.

Ich erklärte nun, daß ich den Marich nach Westen antreten möchte, und zwar sobald als möglich. Trotz des beschleunigten Tempos sollte ich im Stillen, daß es mir gelingen würde, meine tibetischen Arbeiten auch weiterhin durchführen zu können. Ich würde dann eben die große geplante parallele Messungslinie im Bereich der Weststraße Khaschu-Kanju nicht via Laidienar-Kanju, sondern via Khaschu-Kanju legen.

Bei der Unterredung mit dem Distriktsbeamten war auch dessen Frau, eine junge, hübsche 23 Jahre alte Tibetlerin, anwesend. Ich habe sie in erster Linie zu veranlassen, daß ich von ihrem Mann in Khaschu-Kanju empfangen würde. Von diesem Empfangsplan ist die Frau sprachlos. Unterfunkt wurde ich von dem Distriktsbeamten empfangen. Die Nacht des Einweilens sollte auch von dem heimlich anwesenden und tatkräftigen Mann nicht unterbrochen werden! In früheren Stunden meines Lebens ist mir gerade von dieser Seite ein unerwarteter und wirkungsvoller Unterstützung erteilt worden. Diese niedliche Kluge Eva gefiel sich darin, sich während der entscheidenden Diskussion zum bevorstehenden Alkoholverbot zu verhalten. Sie legte einen kostbaren Zierfächer aus Holz und verwickelte Gesichtslinien, die die wunderbaren Kette des Nadeln und neichte die herrlichen Döringe leit. Dabei war die den Schmutz gefüllte Schönheit zu würdigen mühe. Ich mußte dann unverhüllt meine Bemerkungen mit der ich, unglücklich, nicht füllen darf für den mit durch ihre echt weibliche Diplomatie kunst gewordenen Befehl zum Auszug bringen wollte.

Die Audienz war beendet. Der Khambo begleitete uns bis zum Tür. Im Anblick daran beklagten wir einige große Gebete, die zwischen den Häusern standen und in denen die Gebete am Boden ausgebreiteten Waren teilhielten. Hier waren Gläser in Blechbüchsen, Schwärze und weiße Substanzen in Seifengröße, Kolentränke, farbiges Tuch, Pulver, Bonbons, Teespalen, Messer, Gabeln, Ballon-Tee, in selbes Papier eingewickelt, auch großer Tafeltee, aus China importierte, Bonbons, Blechbüchsen, farbige Angelgläser, Türkiensteine, Platinumschöpfe, Kalkline und anderes. Ich hatte solche Herrlichkeiten schon lange nicht mehr gesehen, und trotz knapper Kasse ließ ich mir hinreihen, nach langem Schwanken 15 Bonbons und 24 Mehlbeeren für 17 Kupferstücke zu erhandeln. Ich war über die Befreiung glücklich wie ein Knabe.

Auf dem Weg zwischen den Säulern dichtes Gedränge. Zahlreiches Volk, Bettler, Festsetzener, beritten und zu Fuß, auf dem Rücken, in der Menschenmenge tummelten sich Pferde, Ziegen und Hunde.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlaages F. V. Brockhaus, Leipzig, dem Buch „Om mani padme hum“, Meine China- und Tibet-Expedition 1925—1928. Von Wilhelm Fildner entnommen.)

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rad

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

Die Andeutungen Moons, die Geschichte mit dem Fingerabdruck hatten den armen Fabre sehr verstimmt. Nach dem Tage des äußeren Erfolges, da er sich schon als Herr der Situation gefühlt hatte, mußte das auch wie eine kalte Dusche auf ihn wirken.

Er tem sich vor wie aus den Wolken gestürzt. Durch die überraschende Erkenntnis, daß der ver wundene Professor in die abscheuliche Madanasehenheit verwickelt sein müsse, geriet der ganze Schein so festgefügte und stolze Bau seiner Theorie bedenklich ins Wanken, drohte in sich zusammenzuzinken wie ein Kartenhaus.

Sollte der „Oberkommissar“ wieder zu Eija werden? — Dabei kränkte es ihn maßlos, daß dieser hergelaufene Detektiv besser orientiert schien als er, der sich für den Fall wirklich aufbereitete.

Moos hatte ihm — er gab sich das freilich selbst nur halb zu — keine Ueberlegenheit bewiesen; das vermochte Fabres Eitelkeit nicht zu verwunden.

Er war jedenfalls nicht bereit, seine erfolgreiche Position als kriminalistischer Held in leichten Kaufes aufzugeben. Noch immer hielt er sich an der Fiktion von der Schuld Jacques fest.

Der Fingerabdruck? Pah — eine bagatelle, was bedeutete das im Vergleich zu den Beweisen, die er gegen Randoz in der Hand hatte?

Was Perraud mit der Sache zu tun hatte, würde man schon erfahren, wenn sich Jacques endlich zu einem Geständnis bequemen würde.

Ja, wenn —

Zu dumm, daß die nützliche Einrichtung der Folter nicht mehr in Anwendung kommen durfte!

Zu dumm! Dummgehirnen oder glühende Smidungen würden den rentierten Wurzeln seiner Lüge gemacht haben!

Fabres wütende Phantasie verzirrte sich in süßliche Ausschweifungen.

Dann kehrte er resigniert zur Wirklichkeit zurück und vertiefte sich schuldlos in den von Dupres mit Zettelfäden garnierten Falschheit über das mysteriöse Verschwinden Perrauds.

Aber er konnte beim besten Willen nichts daraus entnehmen, was für die Aufklärung der drei Morde wissenschaftlich gewesen wäre. Zudem hatte der Fall ja mit dem Selbstmorde des Professors einen durchaus natürlichen Abschluß gefunden.

Der Tag ging zur Neige und der übereifrige Fabre sah immer noch im Büro.

Ähnlich wie Moon rühte auch er mit dem Schwerte der Faust einer gemächlichen Sunda zu Leibe, deren siffende Köpfe alle aus Fragen bestanden.

Er unterlag in diesem Kampf und resignierte schließlich, daß der schöne Tag für ihn mit einer bösen Enttäuschung abgeschlossen habe.

Man soll den Tag wahrhaftig nicht vor dem Abend loben! Fabre überließ, als er sich mit diesem wenig originellen Stoßleuler Luft machte, daß es noch gar nicht richtig Abend war. Und wirklich: Das Schwerte fand ihm noch bevor.

Eben wollte er seine unerpriechliche Tätigkeit „für heute“ an den Nagel hängen, da übertrugte ihm einer der diensthabenden Wachleute ein ansehnliches Paket. Es hatte die Form einer ausgemachten Eierkiste und war in braunes Papier eingewickelt.

„Was ist denn das schon wieder?“

„Ein Dienstmann hat es abzugeben für den Herrn Kommissar.“

Vielleicht eine kleine Liebesgabe von einem schlanken, braunen Mädel?

Aber das Paket war unerbärmlich schwer; es war doch nicht annehmlich, daß ihm seine Angebetete Ziegelsteine sandte, wenn er sich auch mit der Absicht trug, einen eigenen Herd zu bauen.

Der Polizist hatte das Paket auf den Tisch gestellt und Roaz Fabre ging nun misstrauisch darum herum.

Was mochte da drinnen sein?

Am Ende gar eine Höllemaschine?

Ein gefährlicher Kriminalist, der von sich reden macht, konnte damit rechnen, daß man ein Attentat auf sein Leben begeht.

Dieser — wenn auch unbegehrte — Gedanke schmeichelte ihm geradezu.

Endlich beschloß er, die Sendung vorsichtig zu öffnen.

Das Paket war fest verpackt und er begann die Knoten zu lockern.

Was für ein Einfall, ein mittelgroßes Paket mit einem so niedrigen Gewicht auszugeben! Und wie eigenartig er geschlungen war — in Seemannsart.

Dahner und Doria! Genau so waren die Leichen in St. Pierre verpackt gewesen!

Fabre stülte sein Federmesser, durchschnitt den Strid. Das Papier war mehrfach angelegt. Als er sämtliche Packungen heruntergestreift hatte, kam eine rot geschnittene Packung zum Vorschein.

„Hui! Was für ein abgeheuliger Gestank plötzlich das Zimmer füllte!“

Er roch intensiv nach Karbol und nach — nach was anderes noch, so — so süßlich und faul.

Leihengeruch!

Dem Kommissar schwante nun schon, daß ihm eine neue polizeiliche Ueberzeugung bevorstand. Er wäre am liebsten auf und davon gegangen. Das Advancement erreichte er ja doch nie! War es nicht besser, gleich den Dienst zu quittieren?

Sollte sich hübsch ein anderer dieser Gestank in die Nase stecken lassen!

Er überwand diese Schwäche rasch. Noch stand er im Dienst, er mußte seine Schuldigkeit tun.

Auf dem Deckel der Kiste war mit Reihnägeln ein schmales Streifen befestigt. Ein Streifen Zeitungspapier.

Fabre blinnte näher hin und erlachte.

Der liebenswürdige Sonder hatte sich den frechen Spak nach dem Titel des Artikels, auf den der Kommissar so stolz geachtet aus der Zeitung zu schneiden.

Überdies hatte er diesen Titel mit Klebstift durch ein kleines Wörtchen korrigiert.

Er lautete jetzt: Das Rätsel von St. Pierre nicht aufgelöst.

(Fortsetzung folgt.)